



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Sechzehnte Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Sturm

Roman

Von Mag Ludwig-Dohm

(Sechzehnte Fortsetzung)

Es war sieben Uhr morgens, da hörte die Schwester des Rüstlers Frey aus dem ersten Stock bereits die Klänge des Harmoniums herausschallen und bald von dem zerrenden greslen Sopran der Gräfin Emerenzia übertönt werden.

Sie rief ihrem Dienstmädchen Lena und begab sich eilends in das Quartier der Vorküller Herrschaften.

„Sobald ich gesungen habe, bin ich zu sprechen!“ hatte die Gräfin Emerenzia am Abend vorher gesagt. Deshalb klopfte Fräulein Abele gehorsamst an die Glastür, die die Wohnung gegen die Treppe abschloß, als die letzte Strophe des schönen Liedes: „O daß ich tausend Zungen hätte“ kaum verklungen war.

„Herein, mein liebes Abelchen! Ist es nicht ein herrliches Lied? Wir müssen aber gleich den Stimmer bestellen. Ein paar Tasten auf dem Harmonium wollen nicht so recht mit, und auch der Blasebalg muß verklebt werden. Und nun wollen wir uns mal gemütlich hinsetzen und den Küchenzettel machen. Schon gestern in der Bahn hab ich mich auf all die guten Gerichte gefreut, die uns mein gutes Abelchen kochen wird. Mir gingen die Vorküller Menus bis dahin . . .“ sie strich sich mit ihrer dicken Hand über das Doppelkinn.

„Glauben Sie, daß ich in diesem Jahr schon einmal einen ordentlichen Gansbraten mit Sauerkohl bekommen habe? Immer nur Frikassees und weißes Fleisch — Kapaune und Fasanen und allenfalls einmal Wild. Sie wissen ja, Abelchen — meine Schwägerin behauptet, sie vertrage nichts anderes. Also zunächst eine schöne fette Gans! Oder lieber gleich zwei. Das Gänselein reicht doch immer nicht bei einer. Und nachher einen schönen Pudding mit Kranzbeerenauce . . .“

Die Speisenfolge der ganzen Woche wurde bestimmt, und durch viele Zwischenfragen stellte die Gräfin fest, was der Kevaler Markt zu dieser späten Jahreszeit noch alles für Gerichte bot. Es war ein langer Wunschzettel, mit dem Lena sich auf den Weg machte.

Das Mädchen war keineswegs erbaut von der Ankunft der „Landschen“. Sie kannte die Gräfin von früher zur Genüge und erinnerte sich, in welchem lächerlichem Mißverhältnis die Vermehrung ihrer Arbeit zur Höhe des Trinkgeldes stand. Ja — wenn einer der Herren dabei gewesen wäre! Oben in ihrem Kasten lag noch das Goldstück, das ihr vor zwei Tagen Baron Wolff Joachim in die Hand gedrückt hatte. Und wofür? Für einen Krug warmes Wasser und einmal Stiefelwischen.

Von dem langhaarigen Affenmenschen, der gestern mitgekommen war, und der so freundlich mit ihr tat und Fräulein zu ihr sagte, nicht anders wie zu Fräulein Frey und Baroneß Mara, von dem erwartete sie nicht viel. Der Geiztragen zahlte wahrscheinlich mit Worten statt mit Rubeln. Dabei mußte sie für ihn eine ganze Masse Sachen extra besorgen. Mißmutig las sie von ihrem Zettel ab: „Zwei Pfund Nüsse — als ob er zu die Eichhörner gehört — zwei Pfund Feigen oder Datteln — als ob wir jetzt Weihnachten hätten — Apfel — Mensch kriegt ja Cholera — na, mir solls gleich sein.“ Sie nahm ihren großen Henkelkorb, schlang ihr Tuch fest um die Schultern und ging in die frostige Morgendämmerung hinaus.

Auf dem Markt gab es Gott sei Dank Unterhaltung. Besonders in diesen Zeiten wußten die Bauern stets etwas Neues zu berichten. Die Buckelgreta, ein uraltes Krämerweib, die den Bauern weit auf der Landstraße entgegengegangen war, um ihnen Eier und Butter abzuhandeln, hatte heute einen großen Tag. Ein ganzer Kreis von Dienstmädchen stand um sie herum, mit großen Augen und aufgerissenen Mündern. Ihre quiekende hohe Stimme leierte eine lange Mordgeschichte herunter. Sie hatte sie von einem Bauern aus Laakt in Nevals Nähe, und dem war sie von einem fremden Mann gebracht worden, der in der Nacht aus dem Wald aufgetaucht und ein Stück mit ihm gefahren war. So hatten drei Bauernköpfe die Gebilde ihrer Phantasie dazugetan, und nun war eine Mär daraus geworden, die einem die Haare zu Berge trieb.

Sternburg war abgebrannt und Vorküll dazu. Alle Barone waren geschlachtet. Und dem Vorküller Erbherrn hatten sie vorher Ohren und Nase abgeschnitten und eine Suppe daraus gekocht, die man ihm als Henkersmahlzeit vorgelegt hatte. Aber dann waren die Kosaken gekommen und hatten ein fürchterliches Strafgericht gehalten. Von Sternburg bis Vorküll gibt es keinen Baum an der Landstraße, an dem nicht ein Oste baumelt. „Und das geschieht ihnen auch ganz recht,“ meinte die Buckelgreta: „Das mit der Suppe ist wirklich ein bißchen zu stark!“ „Hat man denn auch die Richtigen gehängt?“ fragte Lena. „Die Kosaken kennt man schon! Sie kommen hergejagt und greifen auf, wen sie kriegen, schuldig und unschuldig. Eine Gemeinheit ist das!“

Mit ihrer roten Faust fuchtelte sie drohend in der Luft herum und hatte den Triumph, daß ihr die anderen Mägde vielstimmig recht gaben. Als aber jetzt wirklich ein Trupp Kosaken über den Marktplatz ritt, verstummten ihre Parteigängerinnen. Sie war die einzige, die Haltung behielt. Mit trotzigem

Blick sah sie den Reitern in das braune Gesicht und schimpfte weiter. Sie wußte allerdings, daß die Kosaken kein Etmisch verstanden.

In aller Eile erledigte sie ihre Einkäufe und rannte nach Hause, um als erste die Hiobsbotschaft berichten zu können. Das geschah der Gräfin Schildberg recht. Nun waren ihre vielen Kleider und Pelze alle mit verbrannt. „Kein Stück hat sie weggeschenkt. Die Judenweiber und die Tataren hat sie sich ins Haus bestellt zum Termin, und hat mit ihnen um jeden Lumpen gefeilscht, das dicke Nimmersatt!“

Wie eine Bombe platzte Lena in die behagliche Frühstücksstimmung hinein, mit der die Damen aus Borküll am Kaffeetisch saßen. Sie ließ den proviantstrotzenden Korb neben sich stehen, während sie die bösen Nachrichten zum besten gab.

Zum Glück hörte Baronin Clementine nichts davon. Sie hatte nach den Strapazen der Fahrt ohne Pulver Schlaf gefunden und war noch nicht erwacht. Und Mara behielt ihre Ruhe. Sie rechnete gleich damit, daß die Nachrichten übertrieben waren, und, wie sehr auch Schrecken und Angst auf sie einstürmten — bevor sie Gewißheit hatte, ergab sie sich dem Schmerze nicht. Deshalb ließ sie Lena weiter schwätzen und stürmte die Treppe zu der Küsterwohnung hinauf, um zu telephonieren.

„Gott selbst hat mich unter seinen Schutz genommen!“ Die Gräfin Schildberg hob ihre kurzen fleischigen Arme und drehte ihre Augen gen Himmel.

„Ja — aber die Kleider sind alle verbrannt!“ sagte Lena schadenfroh. „Und was nicht verbrannte, ist gestohlen. Da war ein Bauernweib auf dem Markt, die, wo Gänse verkauft, die hatt 'n Pelz an, der sah aber akkurat so aus, wie der Frau Gräfin ihrer. . .“

„Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen!“ seufzte Tante Emerenzia demutsvoll, um aber dann in raschem Besinnen triumphierend hinzuzusetzen: „Meiner kanns nicht sein. Meinen Pelz hab ich ja mit!“

Da holte Lena zum letzten Trumpf aus und erzählte die Geschichte von der Henkersuppe.

„Was — die eigenen Ohren und die eigene Nase?“ Gräfin Emerenzia griff rasch zum Taschentuch und wandte sich ab.

Madelung aber nahm das Wort: „Branntwein und Fleischnahrung! Hier hat man ein warnendes Beispiel, wie sie den Menschen zur Bestie machen!“

Da kam Mara von oben zurück: „Ich habe eben mit Papa gesprochen. Er ist auf Sternburg. Sie sind alle am Leben. Nur Wolff Joachim ist verwundet. Aber von Borküll steht nichts mehr. Es ist niedergebrannt bis auf die Grundmauern. . .“

„Gott sei Dank, daß mich die Brennerei nun nicht mehr ärgert!“ Tante Emerenzia drehte von neuem ihre Augen dankbar gen Himmel. Sie dachte an Freys Mitteilung, daß ihre Hypotheken verkauft waren.

„Die Brennerei ist stehen geblieben!“ berichtete Mara weiter. Die kleine runde Dame sprang auf und schlug entgeistert die Hände zusammen: „Dann ist Gottes Strafgericht noch nicht zu Ende. Dann hat er sich die Brennerei bis zuletzt aufgespart. Wehe euch, ihr Vorkes! Was wird noch alles über euch hereinbrechen!“

„Beruhige dich, Tante. Es ist schon schlimm genug, was passiert ist. Ich fahre natürlich noch heute zurück. Jetzt will ich Mama vorbereiten. Bitte, mäßige dich!“ Mit diesen bestimmten Worten verließ Mara das Zimmer.

Wie von der Tarantel gestochen rannte Gräfin Schildberg hin und her. An Lena richtete sie ihre Worte, an Madelung, an Fräulein Frey, die von oben heruntergeißelt war. Sie alle machte sie zu Kronzeugen ihrer Schwüre, daß nur ihr allein die Rettung der Damen zu verdanken sei: „Und jetzt sagt sie — mäßige dich!“

„Und wenn es nicht wahr ist, was ich ja hoffe, — daß jene Suppe gekocht worden ist — wer anders als ich verdient Dank dafür? Meine Predigten haben die Leute erst zur Sittlichkeit bekehrt. Ohne meine Andachten wäre es ganz gewiß dazu gekommen. Es fällt mir nicht ein, mich zu mäßigen! Wie heißt es — Lukä 8, 16:

„Niemand aber zündet ein Licht an und bedeckt es mit einem Gefäß, oder setzt es unter eine Bank; sondern er setzt es auf einen Leuchter, auf daß, wer hineingehet, das Licht sieht.“

„Das paßt ihr jetzt, daß ich mein Licht verstecke . . .“

So redete die Gräfin in der Richtung der Tür, hinter der Mara verschwunden war.

„Eingebildete, dicke Fummel!“ Inurrte Lena, die Magd, ärgerlich, nahm den Korb und ging hinauf in ihre Küche.

Auch Madelung entzog sich den frommen Zitaten der aufgeregten Dame. Nur Adele Frey blieb da und nickte mit ihrem verkrümmerten Hühnergesicht beipflichtend, so oft ein neuer Bibelvers Zeugnis von der Gräfin vorausahnendem Walten ablegen mußte.

Der Maler aber saß auf dem Fensterbrett seines Zimmers, das ihm oben in der Küsterwohnung angewiesen war und sann vor sich hin.

Er achtete nicht auf das Panorama, das sich vor ihm ausbreitete. Das weite Meer war zu sehen, von dessen unbewegter bleiern schimmernder Fläche jetzt die ersten Sonnenstrahlen blendend zurückgeworfen wurden. Rechts im Vordergrund belebte der Hafen mit seinem Mastenwald das Bild. Silberige Möwen blizten in fernem Fluge. Es war ein Blick, angetan, Sehnsucht zu erwecken.

Aber der innere Zwiespalt, in dem sich Madelung befand, ließ ihn nicht zum Bewußtsein der herrlichen Aussicht kommen.

Was sollte er tun? Mara in die Gefahr zurückbegleiten und seine kostbare Beute abermals dabei aufs Spiel setzen? Denn wo fand er wohl für sie einen

sicheren Ort, hier, wo der Brand der Revolution an allen Ecken und Enden aufflammte. Mara im Stich lassen und damit die lichte Zukunft gefährden, in der er sich als Ehemann des reichen und vornehmen Mädchens eine bedeutende Rolle spielen sah? Das schien ihm ebenso töricht.

Was brauchte Mara überhaupt aufs Land zurückzukehren! Sie konnte doch dort nicht helfen. „Ich werde ihr das vorstellen,“ dachte er und erinnerte sich an den Plan, den sie in den ersten Tagen ihrer Freundschaft einmal erwogen hatten. Sie sollte nach Deutschland gehen, um dort an irgendeiner kleineren Universität Vorlesungen zu hören. Er selber wollte sich am gleichen Ort ein Atelier einrichten. Sie würden dann gemeinsame Wirtschaft führen, hatte er geträumt und dabei an Zürich und München gedacht, wo dergleichen Verhältnisse gang und gäbe sein sollten. Von diesem Traum hatte er aber Mara nichts gesagt. Seit dem Tage, da sie ihm ihr Herz offenbarte, war er nicht mehr auf jenen Plan zurückgekommen, denn nun erfüllte die offizielle Heirat alle seine Wünsche.

Unter dem Eindruck der letzten Vorgänge — das sah er selber ein — mußte die Eheschließung verschoben werden. Aber ließe sich nicht jetzt erst recht jenes erste Projekt verwirklichen? Es galt, Mara für einen längeren Aufenthalt in Deutschland zu gewinnen, und zwar mußte sie sich sofort dazu entschließen.

Mit diesem Vorsatz ging er wieder ins Schildbergische Quartier hinunter und bat Mara um eine Unterredung unter vier Augen.

Das Eckzimmer war leer. Gräfin Emerenzia war nach Katharimental ins adlige Marienstift gefahren, um dort von dem Wunder ihrer Rettung und vor allen Dingen von ihrer segensreichen Mitwirkung dabei zu berichten.

„Ich habe Mama nichts von Wolff Joachims Verwundung erzählt. Sie ist Gott sei Dank ungefährlicher, als man anfangs dachte. Doktor Schloffer hat die beste Hoffnung. Nun liegt sie beruhigt im Bett. Ich habe sie lange nicht so zufrieden gesehen. Sie hat Vorküll nie geliebt und ist ganz damit einverstanden, daß sie vor der Hand in Reval bleibt. Die großen Räume hatten sie schon immer beängstigt. Hier sieht sie keine Gespenster hinter sich. Ich glaube, ich kann sie ganz ruhig unter Fräulein Adeles Obhut lassen!“

Mara war schon bei den Reisevorbereitungen, als sie so zu Madelung sprach. Der Maler räusperte sich: „Nur einen zwingenden Grund gibt es, der dich zu dieser Reise bestimmen könnte . . .“

„Nur einen? Ich begreife dich — ich begreife Sie nicht! Tausend gibt es. Der kranke Bruder, der abgebrannte Hof, die obdachlosen Leute, Paul . . .“

„Und ich? An mich denkst du nicht! Ich dachte du würdest jetzt unsere Pläne der Verwirklichung zuführen. Mit deinem Vater mußt du sprechen, Mara. Für deine Verwandten wird es jetzt besonders ein Gefühl der Beruhigung sein, dich in Sicherheit und in treuem Schutz zu wissen. Du hast doch selbst den aristokratischen Hochmut deiner Familie gefürchtet — jetzt schweigt er sicherlich.“

Es ist der gegebene Moment, deine Angehörigen um ihre Einwilligung zu unserem Bund zu bitten. Fühlst du dich aber zu schwach, den Kampf selbst aufzunehmen — gut, so laß mich mit dir fahren, dann will ich mit deinem Vater und mit deinen Brüdern reden. Wolff Joachims Hochmut ist sowieso gebrochen. Ich habe mit meiner Meinung nur allzu rasch recht bekommen . . .“

In Wahrheit dachte der Maler gar nicht daran, aufs Land zurückzukehren. Er wollte sie durch seine Absicht gefügiger machen.

Mara hatte ihn ausreden lassen. Während seiner Worte war er im Zimmer auf- und abgegangen und hatte sich, wobei er öfters stehen blieb, mit triumphierendem Lächeln an seinen Bart gezupft. Aber sie hatte ihm den Rücken gedreht und überlegte am Fenster ihre Antwort. Eine Weile herrschte Schweigen im Zimmer. Da fühlte sie ihr Gesicht von seinem Atem gestreift und den Druck seines Armes um die Taille. Zornig drehte sie sich um:

„Ein einziges Mal habe ich Ihnen ein Recht zu solcher Annäherung gegeben. Seitdem nie wieder. Ich habe Sie in Schutz genommen, als man Sie verachte und habe es für meine Pflicht gehalten, das Gastrecht Ihnen gegenüber nicht verletzen zu lassen. Trotzdem mußten Sie fühlen, daß ich jener Stunde keine Fortsetzung geben wollte. Ich liebe Sie nicht. Ihre Interessen können nicht die meinen sein. Es war ein Irrtum, daß ich sie einmal teilte. Ich bitte Sie jetzt, vergessen Sie das — lassen Sie mich!“

Der Maler war zwei Schritt zurückgetreten und stand wieder in seiner gewohnten Haltung da, den Ellenbogen in die linke Hand gestützt und den Bart streichelnd. Dabei sog er an seinen Zähnen und bewegte die Kinnbacken, als ob er was im Munde hätte.

„Er wird sich drein finden!“ dachte Mara und sah wieder zum Fenster hinaus. Ein gurgelnder Laut zwang sie, sich umzuschauen.

„Mara!“ kam es in heiserem Schrei von des Malers Lippen, und die erst so starren Augen himmelten sie an. Er breitete stehend die Arme aus und fiel auf die Knie nieder.

„Ich lasse dich nicht — ich gebe mein Glück nicht preis. Welcher Irrtum hat von dir Besitz ergriffen. Geliebtes Mädchen, denk an unsere köstliche Seelengemeinschaft, an unsere stillen Stunden . . .“

Da fühlte sich Mara von Unwillen und Ekel gepackt. Unwillen über sich, daß sie diesem armseligen Menschen ein Recht zu dieser Szene gegeben hatte, Ekel aber über die Hohlheit seiner Sprache und über die Berührung seiner Hände, die sich um ihre Knie schlangen.

„Gehen Sie! Machen Sie sich nicht lächerlich!“

Und da er sie nicht ließ und seinen Kopf immer leidenschaftlicher in ihren Schoß preßte, trommelte sie mit beiden Fäusten auf seine Arme und stieß ihn zurück, daß er hintenüber taumelte . . .

Als er wieder aufstand, sah er sich allein im Zimmer. Ein harter egoistischer Zug verzerrte sein Gesicht, das sonst so milde dreinschaute. Aber er faßte sich rasch.

„Gut!“ dachte er. „Geh du zurück in deine enge Welt.“
Gelassen ging er die Treppe wieder hinauf, packte seine paar Sachen zusammen, nahm den Pappkarton und verließ das Haus . . .

* * *

Pastor Tannebaum klopfte leise an die Tür von Herrn von Wenkendorffs Arbeitszimmer. Das „Herein“ war kaum zu hören.

„Wegen der Sargschrift komme ich, und ich dachte an das Gleichnis vom getreuen Knecht — wenn es dem Herrn Baron recht ist . . .“

„Lassen Sie mir noch eine halbe Stunde Zeit, lieber Herr Pastor!“ sagte Herr von Wenkendorff mit einer belegten Stimme. „Ich schicke Ihnen dann Bescheid, und auch die Daten schicke ich mit!“

Pastor Tannebaum entschuldigte sich wegen der Störung und verließ den Raum wieder ebenso leise wie er gekommen war.

Herr von Wenkendorff fuhr fort, in der Mappe zu blättern, die vor ihm auf der Platte des alten roten Mahagonisekretärs lag. Er bewahrte alle seine Angehörigen betreffenden Schriftstücke auf. Jetzt kam er zu den Papieren des Försters Sandberg. Da die Kirchenbücher bei der Einäscherung des Gotteshauses ein Raub der Flammen geworden waren, hatte Pastor Tannebaum den Gutsherrn um die Lebensdaten des Verstorbenen gebeten.

Herr von Wenkendorff war gleichzeitig der Vormund und der Pate Sandbergs gewesen und hatte seine Pflichten treu erfüllt. Das Lebensschifflein dieses verwaisten Estenkindes war von einem guten Steuermann gelenkt worden. Und, wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte sich der junge Mann auf einen ganz anderen Platz stellen können, als für den ihn seine Geburt bestimmt zu haben schien.

Hier lag das Abgangszeugnis aus dem Alexandergymnasium in Reval, das dem Sekundaner Sandberg mehr als gewöhnliche Begabung und Fleiß bescheinigte. Er hätte spielend das Maturum bestanden, aber er überraschte seinen ahnungslosen Vormund mit dem eigenfinnigen Wunsch, das Gymnasium vorzeitig zu verlassen.

Nach den Gründen gefragt, war keine befriedigende Erklärung aus ihm herauszubringen.

Der Försterberuf, den er ergreifen wollte, entsprach seinem Hang zur Einsamkeit. So ließ ihn sein Vormund gewähren und hatte es nicht zu bereuen. Sternburgs berühmte Forstkultur war zum großen Teil Sandbergs Verdienst.

Wie sprach die Vergangenheit aus diesen vergilbten Papieren zu dem alten Mann, der jetzt in ihnen blätterte!

Linda Sandberg, Tochter des Schulmeisters Thomas Sandberg! Wieder steht sie im Wald am grauen Opferstein unter der alten Eiche und wartet auf ihn, wie sie es so oft in den zwei Jahren getan hatte. Dem Finkenruf antwortet der langgezogene Pfiff des Habichts. Und der Habicht hat den armen kleinen Finken schließlich doch gemordet. . . .

Es war von vornherein eine aussichtslose Liebe, die den unzufriedenen Erbherrn von Sternburg mit dem lebensfrohen Naturkind verband. Über die Mitte der Dreißiger hinaus lebte er ein zu Untätigkeit verurteiltes Dasein. Der Vater behielt die Zügel der Regierung fast bis zu seinem letzten Atemzug in seiner welken Hand und schaltete auf seinem Besitz nach altem patriarchalischen Herkommen.

Noch hörte er das „Papperlapapp“, mit dem der alte Freiherr alle Neuerungsvorschläge seines Sohnes abzulehnen pflegte. Nicht eine Maschine durfte angeschafft werden. Dafür wurden aber die Leute bei kärglichem Lohn in mühevoller Fronde abgehehzt.

Der Wald verkam. Durchforsten war damals auf Sternburg ein unbekannter Begriff. Nur für das Wild wurde gesorgt, und die Jagden auf Sternburg waren berühmt im Balttenland. In dem urwaldähnlichen Dickicht hauste der Elch und brach im Winter ungehindert in die Äcker der Bauern ein. Wildschweine bevölkerten die Moore und zermühten die Roggen- und Kartoffelfelder.

Die Verschiedenheit in der Auffassung der Pflichten machte das Zusammenleben von Vater und Sohn unerquicklich. Namentlich im Herbst, wenn das Weidmannswerk begann, fühlte sich der Erbe unbehaglich. Wenn er auch kein Feind der Jägerei war, so verurteilte er doch die Rücksichtslosigkeit, mit der der Vater seiner Passion alle anderen Interessen unterordnete. In jenen Jahren hatte er in jedem Spätsommer das Haus verlassen, sobald das Korn unter Dach und Fach war. Auf deutschen Universitäten vervollständigte er seine theoretischen Kenntnisse. Auf schottischen Gütern studierte er die Moorkultur in praktischer Mitarbeit. Ja, bis nach Amerika trieb ihn sein Wissensdrang, und gerade von dort brachte er die Überzeugung mit, daß eine rationelle Landwirtschaft mit einer umsichtigen Forstverwaltung Hand in Hand gehen müsse.

In den letzten Lebensjahren des Vaters gelang es ihm, einigen Einfluß auf die Führung der Geschäfte zu gewinnen. Damals setzte er durch, daß die Bauern eine Entschädigung für die Verwüstungen erhielten, die das Wild auf ihren Äckern anrichtete. Er hatte ein Schema ausgearbeitet, nach dem der Schaden geschätzt und bezahlt wurde.

„Sie werden dich schön betrügen!“ höhnte der Vater von seinem Krankenbett aus. „Du bist der richtige Sohn deiner Mutter. Die hat sich auch immer rühren lassen, wenn die Leute ihr vorjammerten, und, wenn ich nicht dazwischen gefahren wäre, hätte sie ihr Leztes weggegeben.“

Von dem kurzen Erdenwallen dieser Frau, die sich der Freiherr aus Vorküß geholt hatte, erzählte man sich im Land viele Geschichten. Sie war für das Volk eine Art heilige Elisabeth gewesen, und selbst der harte, tyrannische Charakter ihres Mannes hatte sich vor der heiteren Güte ihres kindlichen Wesens gebeugt. Sie starb nach kurzer Ehe, und seitdem hatte das Regiment im Hause des Gegengewichtes sanfter Frauenart entbehrt.

Eines Tages machte auch Schulmeister Sandberg von dem neuen Recht Gebrauch. Sein Koblacker, den er durch einen Knüppelzaun gegen das Wild gesichert hatte, war trotz dieser Vorsichtsmaßregel niedergetrampelt. Er meldete den Schaden gemäß den bekanntgegebenen Vorschriften an, und schon am nächsten Tage machte sich der junge Gutsherr auf, um sich persönlich davon zu überzeugen.

Da sah er Linda zum ersten Male. In Abwesenheit ihres Vaters übernahm sie selbst die Führung und offenbarte auf dem kurzen Weg eine solche Fülle von praktischen Kenntnissen, von Mutterwitz, von natürlicher Anmut, daß der Erbherr von Stunde an gefangen war.

Die Stellung ihres Vaters, ebenso wie die Bildung, die er seiner Tochter gegeben hatte, hoben sie über das bäuerliche Milieu, dem sie entstammt war, heraus. Aber gleichzeitig war sie dadurch zur Isolierung verurteilt. Sie befand sich in einer ähnlichen Lage wie der junge Herr von Wenkendorf.

Der suchte und fand von jetzt ab oft Gelegenheit, im Schulhaus vorzusprechen. Er lernte in Sandberg einen Mann kennen, mit dem er über alle seine Erfahrungen und Ideen reden konnte.

Der Schulmeister hatte einen guten Blick für die sozialen Schäden, an denen das Land schon damals krankte.

„Die Deutschen säen Sturm!“ sagte er, vorausahnend. „Noch kennt sich das Volk nicht. Ein jeder nimmt des Lebens Not auf sich, wie sie den einzelnen trifft. Aber die Abgeschlossenheit, in der wir Esten gehalten werden, wird ihnen eines Tages zum Bewußtsein kommen. Dann haben die Deutschen eine Masse gegen sich, die sie selbst zusammengeschmiedet haben. In dem Rausch des erwachten Selbstgefühls wird sie ihre Stoßkraft gegen die Mauer des Deutschtums richten, und es wird die Frage sein, ob die Mauer stark genug ist. Wer sich im sicheren Besitz befindet, denkt nicht daran, bereit zu sein und seine Kraft zu prüfen und zu stählen . . .“

Erst jetzt, viele Jahre später, sollte der Baron die ganze Wahrheit dieses Ausspruches erfahren. Damals fühlte er sich nicht davon beunruhigt, er hatte Besseres zu tun, als an die Zukunft zu denken. Die Gegenwart schlang holde Fesseln um ihn.

Es war ein langer köstlicher Weg von dem ersten leichten Interesse an, was die beiden in voller Reife stehenden Menschen aneinander nahmen, bis zu dem Tag, da sie erkannten, daß sie sich liebten.

Vater Sandberg ahnte nichts von der Entwicklung, die die Beziehungen zwischen seinem Hause und dem Erbherrn nahmen. Er dachte nicht im entferntesten an die Möglichkeit, daß der Baron seine Tochter zur Frau begehren könnte, eine Möglichkeit, die in den Zukunftsplänen der beiden jungen Leute sehr oft und mit um so größerer Leidenschaft erwogen wurde, als sie sich im Inneren sagen mußten, daß eine Ehe zwischen ihnen unmöglich war. Das letzte lange Leidensjahr des alten Sternburger Barons verschob ohnedies die Verwirklichung ihrer Träume. In jenem Jahr starb auch der Schulmeister

eines plötzlichen Todes. Und wenige Tage, nachdem der junge Baron endlich sein Erbe angetreten hatte, machte das unerbittliche Schicksal einen Strich durch alle seine Pläne.

Linda wurde in vorzeitiger Geburt von einem Knaben entbunden und verschied in den Armen der alten Tio, zu der sie in ihrer Angst und Schande geflüchtet war.

Mit keiner Silbe hatte das unglückliche Weib den Vater ihres Kindes ver-raten, aber die Alte wurde hinter der verschlossenen Thür der Krankenstube Zeugin eines Schmerzausbruchs von verräterischer Wildheit. So schluchzt ein Gutsherr nicht um eine simple Schulmeisterstochter, mochte er zehnmal ihres Vaters Freund gewesen sein.

Die alte Tio hielt wohlweislich den Mund. Von jenen Tagen an datierte die Vertrauensstellung, die ihr der Gutsherr einräumte. Die erste Pflege des verwaisten Kindes wurde ihr übertragen und gut bezahlt, und auch in der Folge, als der Knabe längst in der Familie des Försters untergebracht war, erhielt sie ihre regelmäßige Unterstützung.

Wie fern lag das alles dem zurückschauenden Auge, und doch, wie lebendig war es noch in dem Herzen des alten Mannes.

Es folgten zwei stille Jahre, in denen er das Gefühl der Ede um sich her nur durch eiserne Arbeit bekämpfte. Dann tauchte eine neue Gestalt im Bilde seines Lebens auf: Eva von Manteuffel, eine arme Verwandte der Schlehahaufens auf Tarjomaa.

Von ihr sagte man, sie gleiche in Gestalt und Wesen der früh verstorbenen Baronin Wenkendorff. Tatsächlich fühlte sich der Gutsherr von Sternburg von Anfang an in seltsamer Sympathie zu dem jungen Mädchen hingezogen. Ihre gütige Art tat ihm wohl in seiner Verlassenheit. Als er sie um ihre Hand bat, geschah es nicht aus leidenschaftlicher Liebe, wohl aber aus der Überzeugung, daß ihm an ihrer Seite ein ruhiges Glück beschieden sein würde. Fünfzehn Jahre dauerte diese Ehe. Sie gingen hin wie ein einziger windstiller blauer Sommertag.

Seltam, um wieviel lebendiger ihm jener kurze Traum vor Augen stand. Die stete Nähe seines Sohnes hatte dazu beigetragen, daß keine der Erinnerungen an dessen Mutter verlöschte. Hatte er doch dasselbe weißblonde Haar und den gleichen Gesichtsschnitt wie Linda Sandberg. Seinen Eigensinn freilich hatte er von den Wenkendorffs. Aber die leidenschaftliche Liebe für das Volk war ein Erbe der Mutter und des Großvaters.

Vor zwei Tagen stand Sandberg erst hier und brach eine Lanze für seine Stammesgenossen. Und heute — der Schmerz übermannte den Alten von neuem — heute galt es, die Sarginschrift für ihn auszuwählen.

(Schluß folgt)

